

Pfarrerin Monika Renninger

Predigt zu Jes 51,1-5 am Sonntag Exaudi, 16.05.21, Hospitalkirche

Text des Schussgottesdienstes beim Ökumenischen Kirchentag 2021

Predigt zu Jes. 51,1–5 (Kirchentagsübersetzung)

1 Hört auf mich, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt, die ihr JHWH sucht!
 Schaut auf den Felsen, aus dem ihr gehauen, und auf den Brunnenschacht, aus dem ihr gegraben seid. 2 Schaut auf Abraham, euren Vater, und auf Sarah, die euch gebiert. Denn als Einzelnen habe ich ihn gerufen, habe ihn gesegnet und zahlreich gemacht. 3 Denn JHWH hat Zion getröstet, hat getröstet all ihre Trümmer. Er machte ihre Wüste wie Eden, ihre Steppe wie den Garten JHWHs. Jubel und Freude findet man in ihr, Dank und die Stimme des Gesangs. 4 Merkt auf mich, mein Volk, meine Nation, horcht auf mich! Denn Tora geht von mir aus, und mein Recht lasse ich als Licht für die Völker eilen. 5 Es nähert sich meine Gerechtigkeit, es geht hinaus mein Heil und meine Arme richten Völker. Auf mich warten die Inseln, auf meinen Arm harren sie.

Hört mir zu, schaut her, merkt auf, hebt eure Augen auf, jagt nach, horcht auf – die Worte Jesajas überschlagen sich. Seid mit allen Sinnen auf Gott ausgerichtet, sucht Gott, damit ihr das Leben habt! Der ganze Mensch streckt sich nach Gott aus. Der Prophet Jesaja ist kein in sich versunkener Mystiker, seine Gottesschau geschieht nicht in der Stille und im Leer-Werden für spirituelle Erfahrungen, sondern mitten im Geschehen, in der Ungeduld, die Verkehrtes aufdeckt und Veränderungen einfordert, im tätigen Leben: Gottes Gerechtigkeit für die Welt nachjagen, auf die Ordnungen Gottes für die Menschen hören, darauf schauen, wie die Völker miteinander leben können, das Heil für die Geschöpfe Gottes erwarten – so sieht der Prophet die Gott Suchenden. Verwurzelt und gehalten, sicher und geborgen im Vertrauen darauf, dass Gott auch in Zukunft so handeln wird wie er es getan hat zu Zeiten Abrahams und Saras.

Gottsuche im Tätigwerden: „Mystik und Widerstand“ nennt die Theologin Dorothee Sölle diese tätige, nach Gottese Erfahrungen drängende Lebenshaltung, aus der die Kraft kommt, das ganz konkrete, wirkliche und alltägliche Leben im Horizont der Verheißungen und Gebote Gottes zu leben. Das klingt nicht leise und verhalten. Vielmehr fasst eines ihrer Bücher diese Haltung in den Titel „Du stilles Geschrei“.

Dorothee Sölle (1929-2003) verstand sich zeitlebens als politische Theologin, die nicht nur beten und reden möchte, sondern auch handeln will. Gott habe keine anderen Hände als unsere, sagte sie oft und gern. An sie, gewissermaßen eine zeitgenössische Schwester des Propheten Jesaja, will ich an diesem Kirchentagssonntag erinnern. Sie hat wie vielleicht niemand sonst die Kirchentage über viele Jahrzehnte geprägt. Eine, die klar Stellung bezog in kritischen Zeitanzeigen, und dabei zugleich spirituell lebte.

Um 1968 galt sie in ihrer Kirche als Quertreiberin. „Lassen Sie mich mit den Worten eines Dichters reden: Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten ... Und lassen Sie mich diese Worte eines nicht-christlichen Dichters christlich fortführen: Ich wäre auch gern fromm ... In den alten Büchern steht, was fromm ist: sich aus dem Streit der Welt halten, und die kurze Zeit ohne Zweifel verbringen, die Bibel lesen, und auf Gottes Wort vertrauen, den Katechismus lernen, sich an die Kirche halten, Gott loben und seiner Führung gewiss sein. Alles dies kann ich nicht. Es geht nicht mehr.“ So Dorothee Sölle im Jahr 1965 auf dem Evangelischen Kirchentag in Köln. Ihre Rede, die sich auf Brecht bezieht, wird Geschichte schreiben. Die junge Theologin aus einer Juristen-Familie kritisiert den Rückzug der Nachkriegs-Theologie in Kirchenmauern und Elfenbeintürme – und fordert eine weite Öffnung zur Welt. Eine christliche Verantwortung auch in einem demokratischen Deutschland. Als 16-Jährige hatte die Schülerin einen Zusammenbruch, als sie von den Verbrechen der NS-Zeit erfuhr und von

der Halbherzigkeit der Kirchen im sogenannten Widerstand. Hier legt sie einen Finger in die Wunde:

„Nicht zu der Zeit, als Juden und Sozialisten in die Schutzhaftlager des 3. Reiches kamen, organisierte sich der kirchliche Widerstand, sondern erst, als es der Kirche selbst an den Kragen ging, nämlich als man den Arierparagrafen in ihr einführen wollte. Innen und außen wurden damals und werden auch heute noch auf das Genaueste unterschieden.“

Innen und außen. Dorothee Sölle mahnt, die Schutzburg zu verlassen und auf die vielen Zeitgenossen zuzugehen, die auch außerhalb der Amtskirchen auf eine bessere Welt hoffen. Sie sieht in ihnen eine „latente, verborgene Kirche, die heimliche Gegenwart Christi“:
 „Und diese Hoffenden und Enttäuschten zwingen uns, die Grenze zwischen drinnen und draußen abzubauen... Die Zukunft der Kirche hängt ab von ihrer Fähigkeit zur Selbstkritik und Veränderung.“

Dorothee Sölle: Credo

Ich glaube an gott,
 der die welt nicht fertig geschaffen hat
 wie ein ding das immer so bleiben muß
 der nicht nach ewigen gesetzen regiert
 die unabänderlich gelten
 nicht nach natürlichen ordnungen
 von armen und reichen
 sachverständigen und uninformierten
 herrschenden und ausgelieferten
 ich glaube an gott
 der den widerspruch des lebendigen will
 und die veränderung aller zustände
 durch unsere arbeit
 durch unsere politik ...

Zusammen mit einem ökumenischen Kreis vertrauter Menschen entwirft sie 1968 das „politische Nachtgebet“, eine Form der Andacht mit politischer Debatte. In Schlips und Sonntagskostüm suchten Ende der 60er Jahre zahllose Menschen in der überfüllten Antoniterkirche in Köln Orientierung.

Dorothee Sölle und der ehemalige Benediktinerpater Fulbert Steffensky heirateten in dieser Zeit. Sie hatte drei Kinder aus erster Ehe. Er war zum Protestantismus konvertiert. Gemeinsam mit anderen wagten sie sich an viele Tabus der Zeit, von der christlich-jüdischen Annäherung über die Ökumene, den Zölibat und Sexualität, Gleichberechtigung von Männern und Frauen.

Eine Professorenstelle bekam Dorothee Sölle in Deutschland nicht. 1975 nahm sie eine Professur für systematische Theologie in den USA an, am Union Theological Seminary in New York. In Büchern veröffentlichte sie die Themen und Thesen ihrer akademischen Arbeit: „Lieben und arbeiten“, „Die Wahrheit ist konkret“, „Atheistisch an Gott glauben“, „Politische Theologie“ – so hießen wegweisende Titel der sechziger und siebziger Jahre. Dazu kamen viele Lyrikbände. Bei Kirchentagen, immerhin, war sie zu hören. Es gab noch eine weitere langanhaltende Irritation. Das umstrittenste ihrer Bücher hatte den Titel: „Stellvertretung – ein Kapitel Theologie nach dem ‚Tode Gottes‘“. Die letzten beiden Worte waren in Anführungszeichen gesetzt, denn es handelte sich um ein philosophisches Zitat. Dorothee Sölle mahnte in ihrem Werk, wie viele Denker der Zeit, vom Bild eines allmächtigen Gottes Abschied zu nehmen. Kaum jemand las es genau. Aber bald war die Verfasserin für viele nur noch die „Gott-ist-tot-Theologin“.

Die Veränderung im Gottesbild Dorothee Sölles war eigentlich nicht radikal, sie orientierte sich an der Rolle und dem Vorbild Jesu, seiner Parteilichkeit für die Armen und Ausgegrenzten. Gott sei auf das verantwortliche Handeln der Menschen angewiesen, auf ihren persönlichen Einsatz für ein „Reich Gottes auf Erden“, für eine bessere Zukunft. Und wieder einmal ihr Satz: Gott habe keine anderen Hände als unsere.

Erst später hat sich die offizielle Wertschätzung in Deutschland geändert; man hörte von ihren theologisch-systematischen Arbeiten in den USA, und man sah: sie wandte sich spirituellen und mystischen Themen zu. Für die Dichterin war die Hinwendung zur Mystik eine Kraftquelle – Mystik und Widerstand gehörten für sie zusammen.

Dorothee Sölle: Ich dein Baum

Du hast mich geträumt gott
wie ich den aufrechten gang übe
und niederknien lerne
schöner als ich jetzt bin
glücklicher als ich mich traue
freier als bei uns erlaubt
Hör nicht auf mich zu träumen gott
ich will nicht aufhören mich zu erinnern
dass ich dein baum bin
gepflanzt an den wasserbächen
des lebens

Dorothee Sölle sagte einmal in einem Interview im Blick auf ihre Resonanz in kirchlichen Kreisen: „Selbst das Wort Gerechtigkeit ist ja so unerwünscht. Das ist eine Erfahrung, die ich in den USA gemacht hab, als nach einem Vortrag einmal jemand zu mir kam und sagte, warum benutzen Sie das Wort Gerechtigkeit so oft. Doesnt it smack a bit of communism. (Schmeckt es nicht ein bisschen nach Kommunismus?) Und dann hab ich gesagt, es schmeckt eigentlich nach Gott.“

Ihr Ehemann und theologischer Weggefährte Fulbert Steffensky sagte über sie: „Sie wusste, dass die Hoffnung nicht von Argumenten lebt. Oder jedenfalls nicht allein von Argumenten. Sondern dass sie die große Sprache braucht, die über das Argument hinausgeht, und das ist das Gedicht und das Lied. Ist die Poesie. Es ist ein Ton, der nicht vergeht. Zunächst einmal hatte sie eine Sprache wie sie wenige Theologen oder Theologinnen in Deutschland im letzten Jahrhundert hatten, und dann diese merkwürdig widersprüchliche Verbindung von Politik und Mystik, Politik und einer tiefen Religiosität.“

Sieh doch wie hungrig wir sind
nach deiner klärung
gib uns lehrerinnen und lehrer
nicht nur showmaster mit einschaltquoten
sieh doch wie durstig wir sind
nach deiner orientierung
wie sehr wir wissen wollen was zählt.

Die drängende Gottsuche des Propheten Jesaja findet ein Echo – in ihrer, aber auch in unserer Sehnsucht danach, Gottes Gegenwart zu erfahren. Gerechtigkeit und Tora, die in alle Welt und zu allen Völkern hinausgeht: Das ist die Spur, in der wir Gott finden. Die Bibel und mit ihr die Propheten und Glaubenszeuginnen sagen: Gebote Gottes sind Wegweiser in die Freiheit des Lebens mit allen seinen schwierigen und komplexen Fragen und Wegkreuzungen.

Abwarten, dass sich Gott zeigt? Ja, wenn es ein aktives Warten ist: Als die Jüngerinnen und Jünger nach Ostern darauf warten, wie es weitergehen soll mit ihnen, da erfahren sie: Sie sollen sich nicht ins Himmlische zurückziehen, sondern ins Irdische zurückkehren. Auch wenn es kompliziert ist. Auch wenn sie ganz aufgelöst und verängstigt sind und hinter verschlossenen Türen hocken und sich nicht mehr hinausstrauen.

Das kennen wir. Anders als vielleicht lange geglaubt: Das Leben und das, was kommt, ist nicht vorhersagbar. Da helfen keine Statistiken und Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Vielmehr ist das Leben oft so beängstigend und verwirrend und so komplex, dass man sich am liebsten nicht mehr rühren würde. Wissen wir denn gerade noch, was wir wie wann machen sollen, ob wir dem Abflachen der Pandemie trauen können, welche Auflagen und Verordnungen gelten, welche wissenschaftlichen Studien am meisten überzeugen und welchen Modellierungen von Zukunftsszenarien wir folgen sollen oder können? Wir müssen darauf vertrauen, dass die Entscheidungen, die unser persönliches und gemeinsames Leben beeinflussen, in der Abwägung allen Wissens getroffen werden, damit die individuelle Freiheit nicht die gesellschaftliche Freiheit und umgekehrt zunichtemacht.

Im Johannesevangelium wird beschrieben: Jesus haucht den Seinen seinen Geist, seinen Atem ein, als sie verängstigt beieinander sind, und schickt sie hinaus in die Welt, um die gute Nachricht von Jesus weiterzusagen. Es braucht 50 Tage, bis sie dazu die Kraft haben, von Gottes Atem, Windhauch, Energie und Kraft befähigt. Um allen zu weiterzugeben, worin sie ihren Glauben gründen: Gott hat den Himmel für uns alle geöffnet und unser Beten gehört, seine Welt zu erlösen und zu erretten von allem Bösen. Dies feiert heute im übrigen auch unsere jüdische Nachbargemeinde am Shavuot-Fest, an das unser Pfingstfest anknüpft: Gott hat den Himmel geöffnet und uns mit seinen Weisungen und seiner Tora, seinen Geboten, beschenkt, damit wir das Leben haben. In diesem Glauben wissen wir uns verbunden.

Die Stimme des Propheten Jesaja ruft laut: Hört mir zu, schaut her, merkt auf, hebt eure Augen auf, jagt nach, horcht auf –Seid mit allen Sinnen auf Gott ausgerichtet, sucht Gott, damit ihr das Leben habt! Verwurzelt und gehalten, sicher und geborgen im Vertrauen darauf, dass Gott auch in Zukunft so handeln wird wie er es getan hat zu Zeiten Abrahams und Saras. Amen.

Hinweis: für die Auswahl der Zitate von und zu Dorothee Sölle wurde eine Kirchensendung im Deutschlandfunk von Barbara Zillmann vom 28.04.2018 verwendet